

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Die "Bettlertanne"
Autor: Stäger, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man verweilt immer wieder gern bei dieser Blütenlese. Der Autor öffnet uns da manche Falte seines Gedankenlebens, die seine Gänge und Gesichtspunkte in den Essays ergänzt, aus diesen nicht so ohne weiteres zu ahnen wäre. Man lernt die Persönlichkeit des Autors näher kennen und wird durch die Wahrheiten, die zum Bewußtsein gebracht oder erweckt werden, wie durch den Einspruch, zu dem man provoziert ist, angeregt, mit neuer Liebe zu seinen Essays zurückzukehren, um sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Die beiden literar-ästhetischen Stücke fordern nämlich nicht weniger zur Diskussion heraus als die, welche wir bereits kennen. Ob der Stärke der Logik, mit denen der Verfasser die Werke an seinen Maßstäben mißt, die positiven Tatsachen so genau entsprechen, wäre Gegenstand einer dankbaren Untersuchung, macht sie einem jeden zum Bedürfnis. Darin besteht ja der erste Wert der temperamentvollen Millerschen Broschüre von ihrem Erscheinen an, daß sie Klarheit auf jeden Fall verbreitet, weil sie zur Diskussion, zur Auseinandersetzung nicht nur reizt, sondern geradezu zwingt. Der eine wird gleich eingangs stolpern, der andere erst im Verlauf die Folge versagen, der dritte mag die Summe, die Formel, auf die wir geführt werden, annehmen, aber auf die praktische Verwendung der Maßstäbe verzichten, alle werden lernen, und wenn nicht die hier vertretenen, so doch eigene Erkenntnis diesem Büchlein schulden.

Es wäre ein gewagtes Untersfangen, in einem Extrakt den hundertundachtzig Seiten, alles in allem, einen Ausdruck zu suchen. Ihre Gedrängtheit und Geschlossenheit verträgt keinen Eingriff. Und die am Schluß gezogene Summe allein entbehrt der überzeugenden Klarheit.

Und so mühte ein kritisches Eingehen ausfallen, das sich mit solchen Verkürzungen becheiden wollte, oder man käme auf den halben oder ganzen oder doppelten Umfang der Essays selbst.

Die wichtigste der vorliegenden Arbeiten, die dominierende, könnte man sagen, ist die ganz plausiblerweise auch selbstständig herausgekommene Abhandlung über „Das Grundprinzip der Kunst“, in der für musikalische wie literarische und bildende Kunst die „Reinhaltung der künstlerischen Wahrnehmung“ definiert und gefordert wird, das heißt: die Befreiung vom Inhalt behufs gänzlicher Hingabe an die Kunst. Die Disposition dazu liegt noch ziemlich im argen, so tief, daß vorderhand auch ein wenig Einseitigkeit, ein Zuweitgehen schwerlich schaden kann. Was der Inhalt schließlich in der Sache bedeutet, wird ganz von selbst immer wieder zu seinem Recht kommen. Seine Zurückdrängung aber tut not. Wie wären übrigens absolute Grenzen zu denken?

Die Abhandlung bringt eine verdienstliche Schulung für breite Massen unseres Publikums und hält sich wenigstens im Einsehen sehr gemeinverständlich.

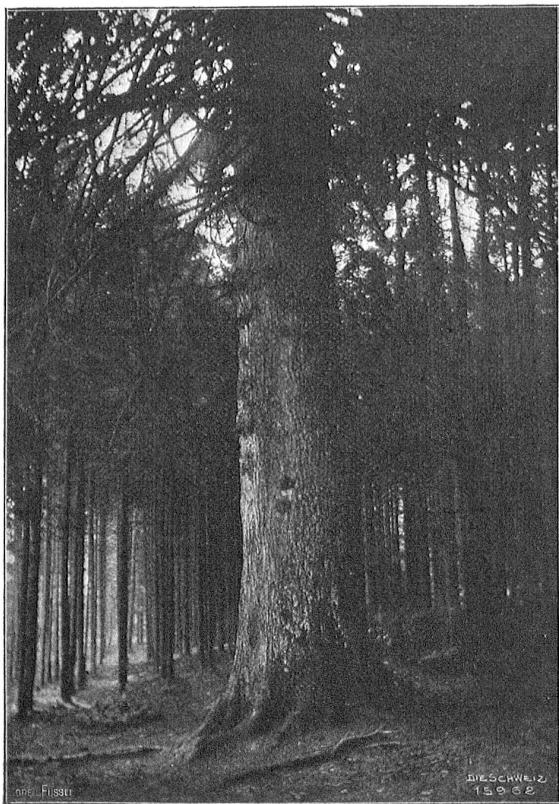
Dennnoch beginnt derjenige, dem das Bändchen und seine Tendenz noch neu, noch besser mit dem Rethel-Aussatz oder mit der anpruchlosen, gewissermaßen unversehens einführenden, instruierenden Erzählung: „Wie ich zu meinen Bildern kam und was sie mir sagen“. Bezeichnend, belehrend schenkt sich übrigens die Inhaltsangabe mit ihrer Anordnung.

Unter den Titel „Stoff“ kommen zunächst die drei Essays: „Auf der Suche nach der poetischen Wahrheit“; „Gedanken über die Tragödie“; „Alfred Rethel“. Einen zweiten Hauptabschnitt bezeichnet der Titel, der auch dem Ganzen den Namen gegeben hat, „Von Stoff zu Form“. Dies ist nun eben die Erzählung „Wie ich zu meinen Bildern kam u. s. w.“ Der dritte Teil ist „Form“ überschrieben. Hier folgen die letzten drei: „Worin liegt der künstlerische Gehalt der Werke Euno Amiets?“ „Das Grundprinzip der Kunst“ und „Das Buch und Leben“.

Die „Bettlertanne“.

Nachdruck verboten.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Adolf Stäger, Bern.



Die „Bettlertanne“ auf dem Villmergen-Berg.

Es ist fast rührend zu sehen, mit welcher Bärlichkeit die Altersgrübler die Erde umwälzen, um einen altrömischen Ziegelstein dem Zahn der Zeit zu entreißen. Und wenn sie einen Haufen solcher Ziegelsteine beieinander haben, so bauen sie mit Bundesunterstützung ein glänzendes Dach darüber und nennen das „Historisches Museum“, und alle Welt zieht den Hut ab vor diesen Ziegelsteinen, weil es alte Ziegelsteine sind.

Alten Bäumen und Naturdenkmälern überhaupt gegenüber ist man zurzeit weniger respektvoll. Die immer weiter um sich fressende „Vorstadt“, die „neue Bahnanlage“, das „Fremdenhotel“, das „Fabrikatelier“ und hundert andere Danaer-geschenke der Neuzeit machen sich mit ehemaligen Elternbogen „Platz“, wann und wo es sein muß.

Ghemals schützte der naive Sinn des Volkes besonders schöne oder gewaltige Naturobjekte. Dem rechten Bauer fällt's jetzt noch schwer, leichtfertig die Axt an einen altrwürdigen Baum zu legen. Die Schwalbe ist vielerorts noch auf dem Lande durch den frommen Volksglauben geschützt. In einigen Teilen Tirols gilt sogar die Kreuzotter, die sich an einen geweihten Ort verirrt hat, als unantastbares Tier. John Clayton, ein englischer Naturforscher, der sich neulich um das Studium alter Baumriesen verdient gemacht hat, fand diese gewöhnlich in größter Nähe eines „geweihten Gebäudes“ und erklärt, daß diese Annäherung ihm ohne Zweifel Schutz gewährte.

Heutzutage ist man schon gezwungen, Gesellschaften und Vereine zu gründen, um jene alte Pietät wieder ins Volk zu pflanzen, oder man ruft nach Verordnungen und Gesetzen, wo nichts anderes mehr helfen will. So entstand durch die Bemühungen eines Convents der Bund zum Schutz der Naturdenkmäler in Deutschland; so hat es sich die „Schweizerische Naturforschende Gesellschaft“ von jeher zur Pflicht gemacht, hervorragende Naturobjekte vor der Entweihung oder Zerstörung zu schützen. Auf einer allgemeinen und breiten Basis arbeitet im gleichen Sinne neuestens unsere schweizerische Vereinigung „Heimatshut“.

So jung diese Bestrebungen sind, haben sie doch schon ihre Früchte gezeitigt: es gelingt dem Mammon und der Rohheit

nicht mehr so leicht, schöne oder interessante Naturobjekte meuchlings auf die Seite zu schaffen. Die Aufmerksamkeit des Publikums ist im Wachsen begriffen und inventarisiert gleichsam alle in Betracht fallenden Gegenstände und Lokalitäten. Das ist aber von unzähligem Wert; denn bevor man etwas schützen kann, muß man wissen, wo und was es ist.

Von diesen Erwägungen ausgehend möchte ich in den folgenden Zeilen das Interesse eines weiteren Leserkreises auf ein Naturdenkmal hinleiten, das in mir schon als Kind die Vorstellung eines Baumpatriarchen wachrief und jetzt dem Manne noch düstere Urwaldsgeschichten aus seinen schlechtenbehangenen Ästen herab zuraunt.

Es ist dies die sogenannte „Bettlertanne“ auf dem Billmergen Berg im Kanton Aargau. Wenn man von Lenzburg bzw. Dottron nach Wohlen fährt, so sieht man sie vom Bahnhof aus auf dem westlichen Höhenzug des Tales (Bünztal) als schwache Silhouette aller andern Bäume überragen. Um sie zu erreichen, steigen wir bei der Station Wohlen, der Zentrale der Aargauischen Strohindustrie, aus und gelangen per Post oder in etwa einer halben Stunde zu Fuß nach dem freundlichen, in einem Obstbaumwald halbversteckten Pfarrdorfe Billmergen, dem Ausgangspunkt unserer Exkursion. Hier hätten wir auch die beste Gelegenheit, uns nach dem sagenhaften „Stiefeltritt“ zu erkundigen, der bei Tag und Nacht den schweigenden Forst des Bärenmooses auf einem Schimmel durchreitet und die Kinder schreckt, oder, wenn es gerade an Kirchweih, den hundertstümerten, berittenen Umzug der in alten Zeiten zurückdauernden Jünglingsgesellschaft mitanzusehen, die jedes Jahr am Michaelstag, wenn die Mosketer im Dorf knarrt und der Herbststurm die Rüsse herunterschlägt, unten in der alten Kiesgrube beim flackernden Schein eines brennenden Holzstöckes ihren Vorstand, genannt „Chilbiquenindrot“, wählt.

Aber wir haben uns nun einmal die Bettlertanne zum Ziel gesetzt und wollen gleich auf sie lossteuern.

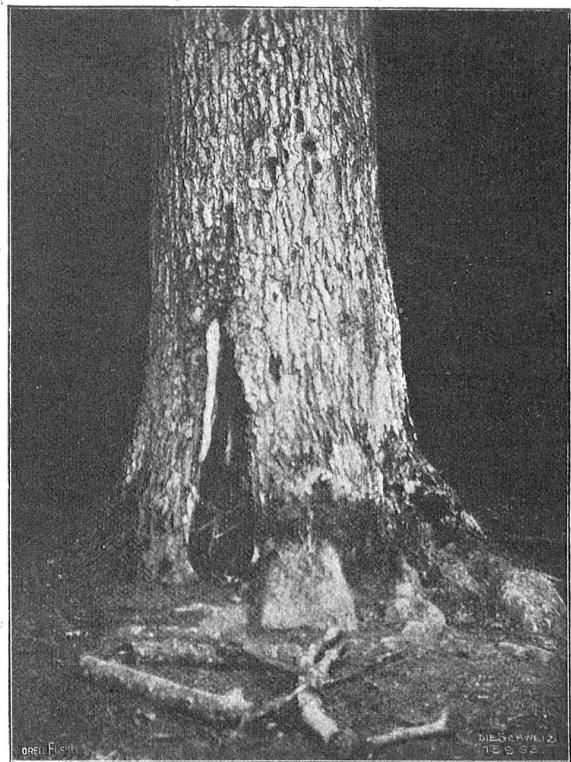
Etwas oberhalb der Kirche beim Eintritt in den Wald steht zu Zeiten und zu Zeiten wieder nicht (denn die liebe Dorfjugend übt gern ihre Kräfte!) ein Wegweiser mit der Bemerkung: Nach Seengen! Dieser Richtung folgen wir durch lauschigen Laubwald unausgesetzt ansteigend bis dahin, wo der geschlossene Tannenwald auftritt. Auf dieser Grenze angelangt, geben wir, etwa zweihundert Meter weit der Längsrichtung des Berges folgend, nach rechts von unserem bisherigen Weg abbiegend, und stehen urplötzlich auf einer kleinen Lichtung vor einer riesigen Wettertanne, wie wir sie in den Alpen, nie und nimmer aber in den steilen Lagen des schweizerischen Hügellandes zu sehen gewohnt sind*). Fremd in jeder Beziehung mutet uns die Erscheinung an. Wie dünne Halmne nehmen sich aufs Mal die umstehenden Tannen aus im Gegensatz zu der Gewaltigen. Ich maß zur Zeit in Brusthöhe vier Meter und fünfundzwanzig Zentimeter Stammdurchmesser und schätzte die Höhe auf mindestens fünfzig Meter. Beindische Äste senken sich ringsum herab, die vor dreißig Jahren noch fast den Erdboden berührten. Seither sind viele der untersten Äste abgedorrt; aber die nächsthöheren behalten den Charakter des Niederhängens, sodaß der Habitus der Schirmtanne gewahrt bleibt. An manchen Stellen hängen graue Flechtenbärte zwischen den tiefgrünen Nadeln, und in den oberen Partien des Baumes machen sich da und dort zu äußerst an den Astspitzen riesige Hexenbeulen breit, die durch einen Rostpilz verursacht werden, der auch auf der Waldsterne (Stellaria nemorum), einem unscheinbaren Kraut, vorkommt.

Das ist die Bettlertanne.

Der Prachtbaum, dessen Alter auf über dreihundert Jahre geschätzt wird und der etwa achtzehn Klafter Holz machen soll, ist eine Weißtanne (Abies pectinata), die sich bekanntlich durch die zwei an der Unterseite ihrer Nadeln befindlichen weißen Längsstreifen und durch die aufrechtstehenden Zapfen von der Rottanne unterscheidet.

Im Jahr 1865 sollen nach Angabe des dortigen Dorfösters noch mehrere solcher Prachtexemplare in der Nähe unseres Baumes gestanden haben, die dann zu dem damaligen Bau der neuen Kirche in Billmergen gefällt wurden.

Vor etwa zwei Jahren machte jemand, ob aus Absicht oder Unerfahrenheit weiß man nicht, in einer Wurzelniche



Die Basis der „Bettlertanne“ mit der angefaulten Stelle.

am Grunde des Stammes ein Feuer an. Seither macht sich etwas Fäulnis bemerkbar, die wohl über kurz oder lang den Ruin des Baumes herbeiführen dürfte, wenn nicht noch rechtzeitig die Öffnung*) mit Zement oder einem ähnlichen Stoff geschlossen wird, worauf wir speziell aufmerksam machen wollen.

Wir haben den Leser noch über den sonderbaren Namen „Bettlertanne“ aufzuklären. Mein Großvater selig erzählte mir oft, daß unter der Tanne vor achtzig und mehr Jahren sich zeitweise ganze Horden von Bettlern, Kesselflickern, Schirmmachern, Knopfmachern und Scherenschleifern einfanden, um dort zu kampieren. Ihre Weiber gingen unterdessen ins Dorf betteln und hausten mit der Ware, und kamen sie dann zurück mit schönem Gewinn, da wurde oft „gelächlet“ und getrunken, und dabei stieg der Übermut bisweilen so hoch, daß sie die Haselnussblätter und sogar die herabhängenden Äste unserer Tanne in den Teig hineinbogen, sie buken und hierauf die „Tannafischküchli“ an den zurückkehrenden Bettlern in die Luft fliegen ließen. Die „Küchli“ sucht man heute vergebens an dem Baum; aber der Name „Bettlertanne“ ist ihm seither geblieben.

Auch das fahrende Volk jener alten Zeiten ist verschwunden und mit ihm ein gut Stück Romantik; aber die Bettlertanne übt auch heute noch ihre Anziehungskraft aus. Unter ihren schneehangenden Ästen treffen sich manchmal im Winter die Jäger zu einem wärmenden Schluck „Ruzwasser“, und im Sommer pilgern Liebespaare und Naturfreunde zu dem Wunderbaum, und wenn sie einmal ihre uralt Melodien ins Ohr gerauscht, der vergaß sie seiner Lebtage nimmer.

Also ist die Bettlertanne nach zwei Seiten, nach der naturgeschichtlichen und nach der kulturhistorischen, ein bedeutsamer Baum, und weil es mir leid tätte, wenn mein Lieblingsbaum ungekannt und unerkannt dahinsiedeln sollte, so glaubte ich seine Existenz der Welt bekannt geben zu müssen.

Dr. Robert Stäger, Bern.

*) Siehe Abb. 1.

*) Siehe Abb. 2.

